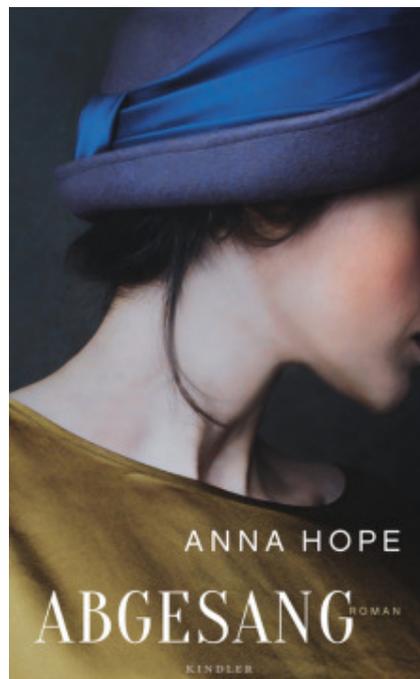


k.

Leseprobe aus:

**Anna Hope**

**Abgesang**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Anna Hope

# Abgesang

Roman

Aus dem Englischen von Judith Schwaab

Kindler

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
«Wake» bei Doubleday/Transworld, UK.

I. Auflage März 2014  
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
«Wake» Copyright © 2014 by Anna Hope  
Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Satz Foundry Wilson PostScript (InDesign) bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 463 40322 9

Für meine Eltern, Tony und Pamela Hope



ERSTER TAG  
SONNTAG, DER 7. NOVEMBER 1920



Drei Soldaten der britischen Armee treten in Arras im Norden Frankreichs aus ihrer Kaserne. Ein Colonel, ein Sergeant, ein einfacher Soldat. Es ist mitten in der Nacht und bitterkalt. Sie gehen zu einer Feldambulanz, die am Eingangstor parkt. Der Colonel nimmt neben dem Sergeant Platz, der sich ans Steuer setzt, der einfache Soldat klettert auf den Rücksitz. Der Sergeant lässt den Motor an, und ein verschlafener Wachposten winkt sie durch das Tor auf die Straße hinaus.

Der junge Soldat hält sich an dem Lederriemen fest, der vom Dach baumelt, als der Wagen über die ausgefahrene Straße ruckelt. Ihm ist flau im Magen, und die holprige Fahrt macht es nicht besser. Irgendwie fühlt sich dieser eisige Morgen wie eine Strafe an; als man ihn vor ein paar Minuten geweckt hat, wurde ihm nur gesagt, er solle sich anziehen und nach draußen gehen. Soweit er weiß, hat er nichts verbochen, aber das ist bei der Armee so eine Sache. In seinen sechs Monaten in Frankreich hat er schon oft unwissentlich gegen die Vorschriften verstoßen, doch hat man ihm erst hinterher gesagt, gegen welche und warum.

Er schließt die Augen und fasst den Riemen noch fester, während der Wagen von einem Schlagloch zum nächsten rumpelt.

Er hatte gehofft, hier drüben etwas zu erleben, zu sehen. Dinge, die er verpasst hat, weil er lange zu jung war für den Krieg. Dinge, über die sein älterer Bruder in Briefen nach Hause berichtet hat. Der heldenhafte Bruder, der beim Angriff auf einen deutschen Schützengraben gefallen ist und dessen Leichnam nie gefunden wurde.

Doch die Wahrheit ist, dass er bisher überhaupt noch nichts gesehen hat. Woche um Woche ist vergangen, und er sitzt immer noch im zerstörten Arras fest, hilft beim Wiederaufbau von Häusern und Kirchen, schleppt Backsteine.

Vor ihm auf dem Fahrersitz beugt sich der Sergeant nach vorne und konzentriert sich auf die Straße.

Er kennt sie gut, befährt sie jedoch lieber bei Tage, da immer mit tückischen Granattrichtern zu rechnen ist. Eine Reifenpanne wäre fatal, erst recht heute Nacht. Auch er hat keine Ahnung, warum er hier ist, warum man ihn so früh und ohne Vorwarnung geweckt hat, doch das angespannte Schweigen des Colonels neben ihm sagt ihm mehr als deutlich, dass es besser ist, nicht nachzufragen.

Und so sitzen die Soldaten in dem Wagen, unter ihren Füßen brummt der Motor. Mittlerweile fahren sie durch offenes Gelände, auch wenn jenseits der Scheinwerferkegel nicht viel davon zu erkennen ist. Nur manchmal fällt ihr Licht auf ein erschrockenes Tier, das über die Straße vor ihnen hastig ins Dunkel zurückhuscht.

Sie sind etwa eine halbe Stunde unterwegs, als der

Colonel krächzend einen Befehl gibt. «Hier. Halten Sie hier», sagt er und schlägt mit der Hand auf das Armaturenbrett. Der Sergeant lenkt die Ambulanz auf das Bankett am Straßenrand. Mit einem leichten Ruckeln geht der Motor aus. Schweigend steigen die Männer aus dem Wagen.

Der Colonel knipst seine Taschenlampe an und leuchtet damit auf die Ladefläche. Er nimmt zwei Schaufeln und reicht sie den Männern. Dann holt er einen großen, leeren Kartoffelsack von der Ladefläche, den er selber trägt.

Der Soldat wirft einen prüfenden Blick in das Gesicht des Sergeants und erkennt an seiner gerunzelten Stirn, dass auch er keine Ahnung hat, was sie hier draußen machen. Als er das sieht, fühlt er sich ein wenig besser.

Der Colonel klettert über eine niedrige Mauer, und die Männer folgen ihm. Sie gehen langsam, die Lichtkegel ihrer Taschenlampen wandern zuckend vor ihnen über den Boden.

Der Boden ist gefroren, wodurch der Schlamm hart und gut zu begehen ist, dennoch ist der Soldat auf der Hut. Das Land ist mit verbogenen Metallstücken und Löchern übersät, die auch tief sein können, und der Boden mit Blindgängern durchsetzt. Oft finden in den Kasernen der chinesischen Arbeiter, die die Schlachtfelder von Leichen und Geschützen säubern, Begräbnisse statt. Allein letzte Woche sind fünf gestorben, alle in einer Reihe ausgelegt. Am Ende sterben sie in genau den Gräbern, die sie selber ausgehoben haben.

Trotz der Kälte und der Ungewissheit fängt der Ausflug an, ihm Spaß zu machen. Es ist aufregend, hier draußen

in der Dunkelheit zu sein, wo überall zerborstene Bäume aufragen und die Gefahr greifbar nahe scheint. Beinahe kann er sich vorstellen, auf einer ganz anderen Mission zu sein. Einer heldenhaften Mission, von der er nach Hause berichten könnte. Was auch immer hier passiert, es ist besser, als Steine zu schleppen.

Schon bald wird das Gelände abschüssig, und die Männer stehen vor einem Graben, den Überresten eines Schützengrabens. Der Colonel steigt hinab und geht in ihm weiter, seine Männer tun es ihm nach. Sie gehen im Gänsemarsch, folgen der Zickzacklinie des Grabens.

Es ist das erste Mal, dass der Soldat sich in einem Schützengraben befindet. Er ist etwa so tief, wie der Soldat groß ist, folglich eher flach. Rechter Hand kommen sie an den Überresten eines Unterstands vorbei, dessen Eingang vollkommen verbogen ist; eine der Streben fehlt offenbar schon lange. Einen Moment lang zögert er, leuchtet mit der Taschenlampe hinein, aber es gibt nicht viel zu sehen außer einem alten Tisch, den jemand an die Wand geschoben hat, darauf eine offene, rostige Dose. Rasch schwenkt er seine Lampe aus dem feuchten Loch und eilt den anderen hinterher.

Vor ihm biegt der Colonel in einen schnurgeraden, kürzeren Schützengraben ab. An dessen Ende geht es nach rechts in einen weiteren, der wie der erste immer wieder die Richtung wechselt.

«Die Front», sagt der Sergeant leise vor sich hin.

Das Herz des Soldaten schlägt heftig gegen die steife Vorderseite seiner Uniformjacke.

Nach wenigen Metern fällt das Licht des Colonels

auf eine rostige Leiter, die am Erdwall lehnt. Er bleibt davor stehen, stellt den gestiefelten Fuß auf die unterste Sprosse, tritt einmal, zweimal darauf, um zu prüfen, ob sie hält.

«Sir?» Es ist der Sergeant, der das Wort ergreift.

«Was gibt's?» Irritiert blickt der Colonel über die Schulter.

Der Sergeant räuspert sich. «Müssen wir da hoch, Sir?»

Der Soldat sieht, wie der Colonel schluckt, wie sein Adamsapfel auf und ab wandert. «Haben Sie eine bessere Idee?»

Darauf scheint dem Sergeant nichts einzufallen.

Der Colonel dreht sich wieder um und klettert mit wenigen raschen Bewegungen die Leiter hoch.

«Verdammt», murmelt der Sergeant, macht aber keine Anstalten, ihm zu folgen.

Der Soldat, der hinter ihm steht, kann es kaum erwarten, die Leiter zu erklimmen. Obwohl er weiß, dass da oben auch nichts anderes sein wird als geschundenes Land, fragt er sich insgeheim, ob sich da nicht doch noch etwas anderes befindet, vielleicht das, wofür er eigentlich hierhergekommen ist – dieses noch unbestimmte, wundervolle Heldentum, an das er bisher noch nicht einmal zu denken gewagt hat. Doch er kann nichts tun, bevor der Sergeant sich in Bewegung setzt, und der steht immer noch wie angewurzelt da.

Die Stiefel des Colonels befinden sich auf der Höhe ihrer Köpfe. Er leuchtet ihnen mit seiner Taschenlampe direkt ins Gesicht. «Worauf wartet ihr? Bewegt eure ver-

damnten Ärsche hier hoch. Und zwar sofort.» Er rattert wie ein Maschinengewehr.

Der Sergeant schließt die Augen. Kurz sieht es so aus, als wollte er beten, dann wendet er sich um und klettert. Der Soldat folgt ihm, das Blut rauscht in seinen Ohren. Oben angekommen, bleiben sie stehen, um Luft zu holen, und schwenken mit den Taschenlampen über die Szenerie, die sich vor ihnen erstreckt: riesige, rostende Rollen Stacheldraht, acht, zehn Meter dick, die sich wie das gebogene Skelett einer urzeitlichen Schlange in beide Richtungen erstrecken, so weit das Auge reicht.

«Verdammt», flüstert der Sergeant wieder. Und dann, etwas lauter: «Wir sollen wir denn da durchkommen?»

Der Colonel zieht eine Drahtzange aus seiner Tasche. «Hiermit.»

Der Sergeant nimmt die Zange entgegen, prüft ihr Gewicht in der Hand. Mit Stacheldraht kennt er sich aus. Hat ihn schon oft durchgeschnitten. Stacheldrahtverhaue. Und ausgelegt hat er sie ebenso oft. Wenn sie die Zeit hatten, es richtig zu machen, haben sie Lücken gelassen. Lücken, die man von der gegnerischen Seite aus nicht sehen konnte. Doch hier gibt es keine Lücken; der Draht ist verdreht, verheddert, geknickt. Unbrauchbar. Wie alles andere hier auch, zum Teufel. «Na gut.» Er reicht dem Soldaten seine Schaufel. «Dann halten Sie mir mal die Lampe.» Damit bückt er sich und beginnt zu schneiden.

Der Soldat, der versucht, seinen Scheinwerferkegel gerade zu halten, starrt auf den Draht. Alles Mögliche hängt an und in dem Draht, und es hängt dort offenbar schon lange. Da sind zerschlissene Stofffetzen, steifgefro-

ren, und ab und zu trifft das Lampenlicht auch auf bleiche Knochen, wenn auch nicht zu sagen ist, ob es sich um menschliches oder tierisches Gebein handelt. Es riecht seltsam, das Land hier; mehr nach Metall als nach Erde. Er kann es schmecken.

Als er die andere Seite des Stacheldrahts erreicht hat, richtet sich der Sergeant auf, dreht sich um und bedeutet den beiden anderen Männern, ihm zu folgen. Er hat seine Sache gut gemacht, und sie kommen schadlos durch die schmale Schneise, die er ihnen gebahnt hat.

«Hier entlang.» Der Colonel marschiert über das geschändete Land. Überall an ihrem Weg stehen Kreuze: Kreuze aus gebleichtem Holz oder aus ein paar Granatsplittern, die jemand mit Schnur aneinandergelassen hat. Manchmal sind da auch Flaschen, mit dem Hals nach unten in den Schlamm gerammt, einige enthalten immer noch irgendwelche Zettel. Oft bleibt der Colonel neben einer der Flaschen stehen, geht in die Hocke und hält seine Taschenlampe darauf, um zu lesen, was auf dem Zettel steht, geht dann aber weiter.

Der Soldat lässt ihn nicht aus den Augen. Wonach sucht er bloß?

Schließlich kauert der Colonel neben einem der kleinen Holzkreuze nieder, das ein wenig abseits von den anderen steht. «Hier.» Er winkt die beiden Männer zu sich. «Grabt hier.» Auf dem Kreuz steht nur ein Datum, mit zittriger Hand und schwarzem Bleistift geschrieben, kein Name.

Der Soldat tut, wie ihm geheißen, hebt den Spaten, versenkt das Blatt tief im harten Boden und beginnt zu

graben. Der Sergeant hilft mit, hält jedoch nach ein paar Schaufeln Erde inne.

«Sir?»

«Ja?»

«Wonach suchen wir, Sir?»

«Nach einem Toten», sagt der Colonel. «Und jetzt macht weiter, verdammt noch mal. Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.»

Der Soldat sieht, wie sich die Blicke der beiden einen Moment lang kreuzen, dann schaut der Sergeant zur Seite, spuckt auf den Boden und fährt mit dem Graben fort.

Unter der gefrorenen Kruste ist der Schlamm weicher, klebriger, und die Männer müssen nicht mehr lange schuften. Schon bald ist das Kratzen von Metall auf Metall zu hören. Der Sergeant legt seine Schaufel ab und geht in die Hocke, wischt den Lehm von einem Blechhelm. «Könnte sein, dass wir was gefunden haben, Sir.»

Der Colonel hält seine Lampe über die Grube. «Macht weiter», sagt er. Seine Stimme klingt angespannt.

Die Männer knien nieder und befreien mit den behandschuhten Händen den Körper des Toten, so gut es geht, von seiner Lehmschicht. Doch eigentlich ist es gar kein Körper mehr, nur noch ein Häuflein Knochen in den Überresten einer Uniform. Vom Fleisch ist nichts übrig als ein paar schwarzbraune Reste, die seitlich am Schädel haften.

«Macht ihn so sauber, wie es nur geht», sagt der Colonel. «Und dann sucht nach seinen Dienstabzeichen.»

Der Tote liegt verdreht in der Erde, der rechte Arm steckt unter ihm fest. Die Soldaten heben ihn mit ver-

einten Kräften an und drehen ihn um. Der Sergeant nimmt sein Taschenmesser und beginnt an der Stelle zu kratzen, wo sich früher die Schulter befunden hat. Die Regimentsabzeichen des Toten sind immer noch vorhanden, doch sie sind unleserlich, die Farben längst verblichen, in die Erde gesickert; es ist unmöglich festzustellen, welchen Dienstgrad er einmal bekleidet hat. «Kann sie nicht erkennen, Sir. Tut mir leid, Sir.» Das Gesicht des Sergeants ist rot im Lampenlicht, schweißgebadet von der Anstrengung.

«Sucht den Toten ab. Auch die Umgebung, alles. Ich möchte irgendwas, mit dem man ihn identifizieren kann.»

Die Männer befolgen seine Anweisungen, jedoch vergeblich.

«Nichts, Sir.»

«Tut mir leid, Sir.»

Langsam richten sie sich auf. Der Soldat stützt die Hände in die Hüften und blickt auf die armseligen Überreste des Mannes hinab, den sie der Erde entrissen haben. Er liegt, leicht gekrümmt, auf der Seite.

Auf einmal steigt ungebeten ein Gedanke in ihm auf. Sein Bruder ist hier gefallen. Auf einem Schlachtfeld wie diesem. Seine Leiche wurde nie gefunden. Was, wenn er es ist?

Aber das kann niemand wissen.

Er blickt zum Colonel empor. Ebenso wenig kann man wissen, ob das der Tote ist, nach dem er gesucht hat. Das alles war nur Zeitverschwendung. Er wartet auf die Reaktion des Mannes, wappnet sich für den Ärger auf seinem Gesicht, mit dem zu rechnen ist.

Doch der Colonel lächelt.

«Gut», sagt er und drückt mit dem Stiefel seine Zigarette aus. «Dann hebt ihn jetzt hoch und legt ihn in den Sack.»



Hettie wischt mit ihrem Ärmel das beschlagene Taxifenster blank und späht hinaus. Viel zu sehen gibt es nicht; jedenfalls nichts, was nach einem Nachtclub aussähe, nur leere, abgedunkelte Straßen. Kaum zu glauben, dass sie nur Sekunden vom Leicester Square entfernt sind.

«Hier bitte.» Di beugt sich vor, um mit dem Fahrer zu sprechen.

«Das macht dann ein Pfund.» Der Fahrer hat die Innenbeleuchtung angeschaltet, der Motor ist im Leerlauf.

Hettie gibt Di zehn Shilling, ihren Anteil an den Fahrtkosten. Einen Moment lang reut sie das viele Geld. Doch Taxifahren ist kein Luxus, nicht zu so später Stunde; es fahren keine Busse, und die U-Bahn ist außer Betrieb.

«Du wirst es nicht bereuen», flüstert Di, während sie aussteigen. «Versprochen. Ich schwör's dir bei meinem Leben.»

Sie nehmen sich an der Hand, als die Droschke wegfährt. In dieser Seitenstraße gibt es keine Beleuchtung, und sie setzen vorsichtig einen Schritt vor den anderen. Ihre Tanzschuhe knirschen auf Kies, auf Glasscherben. Trotz der Kälte hat sich an Hetties unterem Rücken ein Schweißfleck gebildet. Es ist nach eins, so spät ist sie noch nie unterwegs

gewesen. Sie denkt an ihre Mutter und ihren Bruder, die in Hammersmith tief schlafen. In nur wenigen Stunden werden sie aufstehen und sich für den Kirchgang bereitmachen.

«Hier muss es sein.» Di ist vor einem alten, dreistöckigen Haus stehen geblieben. Hinter den verrammelten Fenstern brennt kein Licht, nur eine kleine blaue Birne hängt über der Tür.

«Bist du sicher?» Ihre Atemwolke steigt in die eisige Nachtluft empor.

«Schau mal.» Di zeigt auf ein kleines Metallschild, das an die Wand geschraubt ist. Es sieht ganz gewöhnlich aus, könnte ebenso gut eine Arztpraxis bezeichnen. Doch da steht, in Bronze geritzt, ein Name. *Dalton's No 62*.

Hettie wird vor Aufregung ganz flau.

*Dalton's.*

*Der legendäre Nachtclub.*

*So legendär, dass manche Leute sagen, er existiert gar nicht.*

«Bist du bereit?»

Di bedenkt sie mit einem bläulichen, gespenstischen Grinsen, hebt dann die Hand und klopft. Einen Moment später öffnet sich ein Schiebetürchen. Licht fällt schräg auf zwei blassblaue Augen. «Ja?»

«Ich bin hier mit Humphrey verabredet», sagt Di.

Sie schlägt ihren vornehmsten Ton an. Hinter ihr hätte Hettie fast losgeprustet, doch sie unterdrückt das Lachen. Dann geht die Tür auf. Sie quetschen sich durch den schmalen Eingang. Dahinter liegt ein kleines Vestibül, kaum größer als ein Schrank, in dem sie ein junger Türsteher hinter einem hohen Holzpult erwartet. Sein Blick

gleitet rasch über Hettie in ihrem braunen Mantel und der Schottenmütze hinweg, verweilt jedoch länger bei Di, ihren dunklen Augen und den Fransen ihres Bubikopfs, die frech unter ihrer Mütze hervorspitzen. Di hat diese Art, Männer anzuschauen. Zuerst senkt sie den Blick, schaut zur Seite, dann gaaaanz langsam wieder hoch. Es sorgt dafür, dass die Männer sie ansehen, und dann hängen sie an der Angel. Genau das macht sie jetzt. Hettie sieht, dass der Türsteher sie anlotzt wie ein Fisch im Netz.

«Ihr müsst euch eintragen», sagt er schließlich und zeigt auf ein großes Buch, das aufgeschlagen vor ihm liegt.

«Klar», sagt Di. Sie zieht sich den Handschuh von den Fingern, beugt sich vor und unterschreibt schwungvoll. «Jetzt du», sagt sie und reicht Hettie den Federhalter.

Unter ihnen ist jetzt das Dröhnen von Musik zu hören. Eine quäkende Trompete. Eine kräftige Frauenstimme.

Hettie spürt, wie ihr Herz schlägt: *Bum-bu-di-bum*. An Dis Unterschrift, die etwas über die Zeilen gerutscht ist, glänzt noch die Tinte. Hettie zieht den rechten Handschuh aus und setzt kratzend ihren eigenen Namen darunter: *Henrietta Burns*.

«Dann nichts wie rein.» Der Mann zieht das Buch zurück und weist auf die unbeleuchtete Treppe hinter ihm.

Di geht voran. Die alten Stufen knarzen. Hettie sucht mit einer Hand Halt, spürt eine feuchte Wand mit blättern dem Verputz. So hat sie sich das nicht vorgestellt. Es ist ganz anders als das Palais, dem man seinen Glamour gleich ansieht. Kaum zu glauben, dass diese modrige Treppe überhaupt irgendwohin führt. Doch jetzt kann sie die Musik richtig hören, plaudernde Stimmen, das Geräusch von

Füßen, die sich rasch über den Boden bewegen. Als sie unten angekommen sind, droht eine Welle der Panik sie mit sich fortzureißen. «Du bleibst aber immer bei mir, ja?», bittet sie und greift nach Dis Arm.

«Klar», sagte Di erneut, drückt ihren Arm und öffnet die Tür.

Der Geruch von schwitzenden, tanzenden Körpern schlägt ihnen entgegen. Der Club ist bestenfalls so groß wie das Erdgeschoss im Haus von Hetties Mutter, doch er ist rappellvoll. Jeder Tisch ist besetzt, eine Menschenmenge wogt auf der Tanzfläche. Anscheinend tragen viele Leute Abendkleidung, die Männer sind in Schwarzweiß, die Frauen haben farbenfrohe Kleider an, einige wirken jedoch wie kostümiert. Am erstaunlichsten ist aber, dass die vierköpfige Band, die auf der winzigen Bühne gerade einen schmissigen Ragtime zum Besten gibt, einen *schwarzen* Sänger hat, den allerersten, den Hettie in ihrem Leben sieht. All das ist betörend bunt, als hätte jemand die Farben, die oben in der Stadt fehlen, hierher unter die Erde geschmuggelt.

«Pfundig!», sagt Di grinsend.

«Pfundig!», stimmt Hettie ihr zu und stößt den Atem aus.

«Da ist Humphrey!»

Di winkt heftig einem blonden Mann zu, der sich durch die Menge zu ihnen durchkämpft. Hettie erkennt ihn von dem Abend im Palais, als er Di für einen Tanz gemietet hat – und dann für noch einen und noch einen, bis der Abend schließlich zu Ende war. (Denn das ist ihr Job: *Tanzlehrerin, Hammersmith Palais. Zu mieten für einen Sixpence pro Tanz, sechs Abende die Woche.*)

«Famos!» Humphrey gibt Di einen Kuss auf die Wange.  
«Du hast es geschafft! Und das ist dann ...»

«Henrietta.» Hettie gibt ihm die Hand.

Er ist nicht viel älter als sie, hat einen angenehmen Händedruck und ein freundliches, sommersprossiges Gesicht. Wenigstens scheint er ein netter Kerl zu sein. Nicht wie manche, mit denen Di schon zusammen war. Nach einem Jahr im Palais hat Hettie ein Gespür für Männer entwickelt. Zwei Minuten in ihrer Gesellschaft genügen, und sie weiß, woran sie mit ihnen ist. Ob sie verheiratet sind und sich heimlich aus dem Haus geschlichen haben, voller Furcht, erlappt zu werden. Sie kennt auch diesen glasigen Blick, mit dem sie dich anschauen und sich vorstellen, wie du ohne deine Kleider aussiehst. Manchmal jedoch kommen auch Nette, so wie Humphrey.

«Kommt mit», sagt er, «wir sitzen dort drüben.»

Sie folgen ihm, schlängeln sich zwischen den voll besetzten Tischen hindurch. Hettie kommt nur langsam vorwärts, weil sie immer stehen bleibt und den Kopf nach der Band und ihrem Sänger verrenkt, dessen Haut so erstaunlich dunkel ist, und nach den Tänzern, die so wild ihre Glieder schwenken, wie es im Palais niemand wagen würde. Irgendwann gelangen sie zu einem Tisch in einer Ecke, nicht weit von der Bühne entfernt, wo sich ein kleiner Mann im Frack eifrig hochrappelt.

«Diana, Henrietta», sagt Humphrey. «Das ist Gus.»

Ihr Begleiter für den Abend ist käsig blass und von stämmiger Statur, kaum größer als sie selbst. Sein Haar ist schütter, und die Kopfhaut glänzt in der Hitze. Hettie lächelt entmutigt.